

Das fünfte Kapitel von Kirsten Johanna Hüser behandelt die Geweihfunde aus dem Hafen von Haithabu. Es sind hauptsächlich Geweihreste vom Rothirsch und in wenigen Stücken solche von Reh, Elch und Ren. Auf elf Karten ist deren Verteilung auf der Grabungsfläche dokumentiert. Aufgrund zahlreicher bearbeiteter Stücke vermutet die Verfasserin, dass im Hafen auch Abfälle aus dem Siedlungsbereich entsorgt wurden.

Rezensent hätte sich am Ende des Bandes ein zusammenfassendes Kapitel gewünscht, in dem die zahlreichen Ergebnisse der verschiedenen Analysen auf dem Hintergrund der archäologischen Befunde vom Hafen diskutiert werden. Offenbar war dies zum Zeitpunkt der Abfassung der Manuskripte noch nicht möglich. Überhaupt bleibt zu wünschen, dass nach dem Abschluss der archäozoologischen Untersuchungen im Großprojekt Haithabu, deren Ergebnisse in zahlreichen Bänden der „Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu“ sowie an anderer Stelle vorgelegt worden sind, in einem zukünftigen Band eine zusammenfassende kulturgeschichtliche Auswertung der Tierknochenfunde von Haithabu erfolgen wird.

Die Qualität der Grafiken und Fotos sowie der Druck des Bandes entsprechen dem gewohnt hohen Standard der Publikationsreihe. Die Arbeit ist jedem als Lektüre zu empfehlen, der sich mit der Archäologie und Kulturgeschichte des Mittelalters beschäftigt, und hier insbesondere mit Fragen des Wirtschaftslebens.

D-14195 Berlin  
Im Dol 2-6  
E-Mail: nb@dainst.de

Norbert Benecke  
Deutsches Archäologisches Institut  
Referat Naturwissenschaften

JAN KLÁPŠTE (Hrsg.), *Water managment in medieval rural economy. Les usage de l'eau en milieu rural Moyen Âge*. Ruralia V, 27<sup>e</sup> septembre-2<sup>e</sup> octobre 2003, Lyon / Villard-Sallet, Région Rhône-Alpes, France. Památky Archeologické Supplementum 17 = Ruralia volume V. Brepols Publisher, Turnhout 2005. € 47,50. ISBN-10: 80-86124-52-5; ISBN-13: 978-8086124520. 269 Seiten mit 262 Abbildungen.

Die „Jean-Marie Pesez Conferences on Medieval Rural Archaeology“ sind seit über anderthalb Jahrzehnten eine feste Adresse für Fragestellungen zur ländliche Archäologie des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In regelmäßigen Abständen von zwei Jahren werden unterschiedlichste Themen wie Siedlungsstrukturen, Hausbau oder Handwerk im ländlichen Raum thematisiert. Zu diesen Anlässen kommen stets Vertreter aus ganz Europa zusammen, um ihre spezifischen Beiträge zur entsprechenden Thematik zu liefern.

Für das Lyoner Treffen standen Fragen zum Umgang mit Wasser auf der Tagesordnung, die in gewohnt breiter Vielfalt abgehandelt wurden. Die Beiträge fanden Eingang in den zu besprechenden Band. Sie reichen regional von Grönland bis Grenada und von Irland und Schottland bis Ungarn; sogar der weitere mittelmeeerische Raum wird mit Abhandlungen zu Marokko oder dem Euphratgebiet in die Betrachtungen einbezogen. Freilich bleiben solche außereuropäischen Untersuchungen – auch in den anderen Ruralia-Konferenzen und Ruralia-Tagungsbänden – leider eher die Ausnahme. Ebenso fehlen in der Regel länderübergreifende und -vergleichende Analysen. Die meisten Autoren bleiben in „heimischen“ Gefilden. So ist auch der östliche und südöstliche Teil Europas zwischen Baltikum und Ägäis auffallend selten vertreten.

Inhaltlich reichen die Beiträge des Bandes von hydraulischen Anlagen und Mühlen in unterschiedlichen Einsatzgebieten, über die verschiedenen Möglichkeiten der Nutzung von Meereswasser sowie dem Schutz vor den Naturgewalten, hin zu Brunnen und wasserintensiven Handwerks- und

Gewerbearrichtungen. Die Bandbreite, wie Wasser genutzt werden konnte oder sich davor geschützt wurde, ist beeindruckend. Durch die Vielfalt der beachteten Aspekte wird freilich wiederum eine Vergleichbarkeit der Regionen erschwert, beispielsweise, wenn nach der Lektüre der Beiträge über die Fischerei in Schottland oder den Deichbau in den Niederlanden Interesse besteht, etwas über Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit Hinterlassenschaften in Ostmitteleuropa oder auf der Pyrenäenhalbinsel zu erfahren.

Problematischer noch ist die Begründung der Themenwahl „Wassernutzung“ im Kontext des mittelalterlichen, ländlichen Siedlungswesens, insbesondere, wenn man unter der Frage nach dem „Ländlichen“ stets auch etwas spezifisches gegenüber dem „Städtischen“ versteht und erwartet – ob nun mit stärkeren oder eher schwächeren Differenzen. Einrichtungen des Bergbaus, des Fischfangs (ob in Seen und Teichen oder am und im Meer), des Deichbaus und der Entwässerung von Wirtschaftsflächen lagen unweigerlich im ländlichen Raum. Bei hydraulischen Anlagen, Mühlen, aber auch Brunnen, vor allem aber Badehäusern, Klosteranlagen und Schiffsmühlen kann tatsächlich nach dem spezifisch Ländlichen gefragt werden. Es drängt sich jedoch der Verdacht auf, dass diese Objekte – insbesondere im Mittelalter – keine oder nur kaum differenzierte Ausprägungen in Stadt und Land aufwiesen. Ein Brunnen des 12. Jahrhunderts wurde augenscheinlich in einem Dorf nicht anders gebaut als in der benachbarten Stadt. Die Schiffsmühle war sogar völlig unabhängig von der Frage nach Stadt oder Land. Sie hätte theoretisch auf ihrem Weg über den Fluß zunächst noch bei einem kleinen Dorf und einen Tag später schon in einer großen Bischofsstadt vor Anker gehen können. Die Suche nach dem spezifisch Ländlichen bedarf in vielen Fällen – dies gilt nicht minder für andere Ruraliathemen – also einem Vergleich mit dem Städtischen oder zumindest einen Bezug dazu. Dass dabei stets interdisziplinär gearbeitet werden muß, ist in diesem Rahmen bereits mehr als nur verinnerlicht.

Allerdings ist es jedoch auch erforderlich, einmal den ländlichen Raum genauer zu definieren und auf einen – zunächst zumindest europäischen – gemeinsamen Nenner zu bringen. So manch eine Siedlung, die in einer Region als ländlich bezeichnet wird, wäre von ihrer Größe her in einer anderen bereits als Kleinstadt oder Stadt anzusprechen. Eine durchschnittlich dicht besiedelte, mittelalterliche Region in Ostmitteleuropa würde beispielsweise im stärker bevölkerten Westen des Kontinents bereits als marginale Region gelten, wäre in ihrem Selbstverständnis jedoch weit entfernt von scheinbar menschenleeren, hochalpinen Siedlungslandschaften. Kriterien müssen also her, denn während in einer Gegend ein Dorf unmittelbar neben dem anderen liegt, eine Stadt aber weit entfernt ist, ist in einem anderen Gebiet mit wenigen Siedlungen die nächstliegende Stadt noch innerhalb eines Tages erreichbar. Die dichte Besiedlung in der einen Region führt daher auch zum Vorhandensein von Institutionen im ländlichen Raum, die anderswo nur in Städten zu finden sind. Im Folgenden werden fünf Beiträge näher vorgestellt, die exemplarisch die Vielschichtigkeit des Themas der Wassernutzung verdeutlichen können.

Ein gesteigertes Interesse der englischen Landschafts- und Umweltarchäologie an Süß- und Salzwassermarschen kann M. Gardiner („Archaeological Evidence for the Exploitation, Reclamation and Flooding of Salt Marshes“, S. 73–83) in den letzten Jahren verzeichnen. Er untersucht dafür zwei unterschiedliche Regionen: zum einen die Marschen an der nördlichen Küste von Norfolk, die noch heute täglich von den Gezeiten überflutet werden, zum anderen die Walland-Marsch im Süden Englands, die bereits trocken gelegt wurde, aber dennoch Spuren des 13. Jahrhunderts erkennen läßt. Zum Verständnis der Salzwassermarschen ist beides erforderlich: ihre natürliche Entwicklung, wie auch die Ergebnisse des menschlichen Einflusses. Nur so ist es möglich, Schlußfolgerungen darüber zu ziehen, wie Mensch und Marschen aufeinander einwirkten und das Land genutzt oder auch erweitert werden konnte. Das wichtigste Arbeitsmittel dabei ist die Landschaftsanalyse mit morphologischen Untersuchungen. Der Nachweis von Aktivitäten im Marschland ist schwierig, insbesondere,

wenn keine Eindämmungen vorgenommen wurden. Allerdings lassen sich beispielsweise Wege, auf denen Rinder und Schafe zu ihren Weideplätzen in der Marsch geführt wurden, noch heute in der Landschaft erkennen. Zahlreiche schriftliche Hinweise bestätigen überdies, dass die Schafhaltung auf der nordenglischen Warham-Marsch bis ins Mittelalter zurück geht, obwohl der Landstrich noch heute unter dem Einfluß der Gezeiten steht. Marschen mit Eindämmung gab es dagegen in unterschiedlicher Form zu allen Zeiten; im Mittelalter finden sich dann auch Bestimmungen, wie solch ein Damm angelegt sein sollte. Gardiner kann durch dreidimensionale Einmessung der vorhandenen Strukturen die Konstruktion der Dämme, Drainagegräben, Fließe und anderer Einbauten genau nachvollziehen.

Einbauten anderer Art finden sich als Überreste von Fischreusen in großer Zahl verstreut fast überall entlang der schottischen Küste und an den einmündenden Flüssen. Jedoch werden sie seit Jahrzehnten nur selten archäologisch thematisiert. Dem will A. G. C. Hale („Fish-traps in Scotland: construction, supply, demand and destruction“, S. 119–126) mit archäologischen Feldbegehungen sowie dokumentarischen und kartographischen Untersuchungen Abhilfe schaffen. Er fragt nach den unterschiedlichen Typen, nach Form und Funktion der Fischreusen und nach den Besitz-, Rechts- und Nutzungsverhältnissen. Da einige solcher Reusen noch heute in Nutzung sind, lassen sie sich sehr gut als Vergleiche heranziehen. Die Reusen in den Meeresarmen, den schottischen Firths, haben unterschiedliche Formen und Konstruktionsmaterialien. Sie kommen an speziellen Stellen vor und stehen dort im rechten Winkel zur Küste oder stets so, dass sie eine Barriere bilden, aus denen die Fische während der Ebbe nicht entweichen konnten. Einige Konstruktionen sind aus Stein und zeigen gelegentlich eine Mehrphasigkeit, andere stehen parallel zur Küste und bilden Linien aus hölzernen Pfählen – alle nutzen die Gezeiten. Schriftliche Zeugnisse, wie beispielsweise Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts, zeigen Einblicke in die Nutzungsgeschichte, die Haltbarkeit sowie Kosten und rechtliche Belange. Archäologische Surveys dagegen zeigen das Potential der materiellen Hinterlassenschaften, denen zufolge allein an einer 200 Kilometer langen Küstenlinie über 62 Fischreusen identifiziert werden konnten. Sie hatten sich vor allem an geschützten Stellen erhalten. Besondere Anforderungen brauchten die Reusen in den Flüssen. Mit ihnen fing man vor allem Lachs, der während der Laichzeit zwischen Fluß und Meer wechselte. Jedoch war den Fischern bewußt, dass sie zum Bestandserhalt nachhaltig handeln mußten. Daher sperrten sie nicht den gesamten Fluß ab.

Nachhaltigkeit war auch bei der Trinkwassernutzung nicht unwesentlich. In der Vormoderne gab es mehrere Möglichkeiten, sich mit sauberem Wasser zu versorgen. Neben der Entnahme aus Fließgewässern sowie der Nutzung von natürlichen Quellen und Zisternen wurden vor allem Brunnen genutzt, zu denen F. Biermann („Brunnen im mittelalterlichen ländlichen Siedlungswesen Deutschlands: ein Überblick“, S. 152–173) einen ausführlichen Beitrag liefert. Im Mittelpunkt stehen Brunnentypen, Bautechniken und Schöpfvorrichtungen sowie deren räumliche und zeitliche Ausprägung. Über alle Perioden des Mittelalters gab es in mehr oder weniger starker Variation die unterschiedlichsten Typen, am häufigsten jedoch den Kastenbrunnen. Diese Form, mit unterschiedlichen Spielarten, ist bereits im 7. Jahrhundert archäologisch nachweisbar und blieb bis in die Neuzeit hinein bestimmend. Die Verwendung von Natursteinen, häufig in Verbindung mit einem Holzkasten, hält ab dem Spätmittelalter im ländlichen Brunnenbau Einzug. Dagegen sind Backsteinbrunnen in dieser Zeit nicht bekannt, ganz im Gegensatz zu vielen Städten. Dies ist jedoch der einzige Unterschied zwischen Stadt und Land. Da Brunnen stets auf dieselben technischen und funktionalen Gegebenheiten Bezug nehmen, sind sie chronologisch und geographisch eher „unsensibel“ (S. 159), gewisse zeitliche Tendenzen und Schwerpunkte scheinen jedoch auf. Deutlich wird, dass sich technische Neuerungen im Brunnenbau über das gesamte Untersuchungsgebiet schnell verbreiteten, wofür u. a. wandernde, professionelle Brunnenbauer verantwortlich gemacht werden. Archäologisch nachweisbar sind gelegentlich auch die Abteufungstechnik, Filtersysteme und Schöpfvorrichtungen. Die Standortwahl für die Anlage eines Brunnens war wesentlich von naturräumlichen und sozialen sowie recht-

lichen Aspekten bestimmt. Daraus ergibt sich zumeist eine eher periphere Lage zum Siedlungszentrum und eine häufig anzutreffende Ortskonstanz.

Die Schweiz besitzt einen großen Wasserreichtum, dennoch konzentrierte sich die Forschung bislang auf die Trinkwasserversorgung der Städte. Michael Schmaedecke („Beobachtungen zur Wassernutzung auf dem Lande während des Mittelalters und der frühen Neuzeit im Gebiet der heutigen Schweiz“, S. 188–198) betrachtet daher die Aspekte Energiegewinnung und Feldbewässerung in ihren Ausprägungen und ihren Entwicklungen. Aus Flüssen gewonnene Energie wurde in der Schweiz vor allem zum Antrieb von Mühlen genutzt, die ab dem 11. Jahrhundert noch sehr vereinzelt, ab dem 13. Jahrhundert bereits in größerer Zahl vorhanden waren. Es gibt sogar Indizien für eine Mühle des 8. Jahrhunderts, die in den Kontext der bekannten archäologischen Mühlenbefunde der vergangenen Jahre gestellt werden können. Dennoch bleiben die Belege für die frühen Zeiten sporadisch, und von einer regelhaften Ausstattung frühmittelalterlicher Dörfer mit Mahlmühlen kann nicht die Rede sein. Für das gut ausgestattete Spätmittelalter legt Schmaedecke eine aufschlußreiche Statistik über die Entfernungen der Mühlen zueinander vor. Aus Wasser gewonnene Energie wurde aber auch für andere „Maschinen“ wichtig, besonders interessant ist dabei eine Hochofenanlage des 13. Jahrhunderts im Jura. Als wichtig für die Frage der Wassernutzung zeigt sich der Umstand, dass regulierbare Kanalsysteme und Weiher zum Wassersammeln angelegt wurden. Dies geschah offenbar zudem in einer Selbstverständlichkeit, dass der Vorgang nur selten Eingang in die schriftlichen Quellen erhielt und viele Anlagen heute bereits verschwunden sind. Im Wallis und in anderen relativ trockenen Gegenden der Schweiz war eine Feldbewässerung notwendig. Dazu wurden sogenannte Suonen und Kanäle gebaut, die nährstoffreiches Wasser von den Gletscherbächen auf Wiesen und Weiden führten. Auch diese Anlagen sind heute weitgehend verschwunden. Die Nutzung von Wasser zur Energiegewinnung und jene zur Bewässerung haben ähnliche Entwicklungen. Die Ursachen der Veränderung faßt Schmaedecke in den Punkten „gesellschaftliche Veränderungen“, „wirtschaftliche Veränderungen“ und „technische Veränderungen“ zusammen. Er folgt damit dem leicht in die Jahre gekommenen Konzept der industriellen Revolution des Mittelalters. Vor allem Beginn und Ende der Entwicklungen verlaufen ähnlich und sind demnach durch soziale, politische und geistige Aufbrüche und Veränderungen bedingt. Die zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert entwickelten Wirtschaftsformen bestimmten die Strukturen bis in die Neuzeit, als die Elektrifizierung die Wasserkraft als direkte Quelle ablöste (wenngleich die Wasserkraft auch heute die Basis der Schweizer Stromerzeugung darstellt).

Für H. Knittler („Teiche als Konjunkturbarometer? Das Beispiel Niederösterreich“, S. 208–221) sind Teiche auf Grund ihrer Nähe zu natürlichen Seen sowie ihrer Verbundenheit mit menschlichen Siedlungsräumen „Grenzgänger zwischen Natur- und Kulturlandschaft“ (S. 208). Ihre Verbreitung und Nutzung in Zeit und Raum ist jedoch recht unterschiedlich. Zunächst als Elemente der Hauswirtschaft im 13. Jahrhundert angelegt, wandelten sie sich im Weinviertel ab 1400 zu einer marktorientierten Karpfenproduktion. Die Anlage der Teiche ging einher mit einem Dorfwüstungsprozess in der Region. Anders dagegen im naturräumlich und klimatisch benachteiligten Waldviertel, wo dieser Zusammenhang fehlte, als die Teichgründungsphase mit etwa 30 Jahren Verspätung einsetzte. Ihren Höhepunkt erlebte die österreichische Teichwirtschaft im Zeitraum von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zur 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein Verfall setzte dann erst im 17. Jahrhundert ein, nicht zuletzt geprägt durch die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges. Dieser Verfall begann jedoch schon am Ende des 16. Jahrhunderts mit der einsetzenden Agrarkrise. Ein weiterer Aufschwung ab dem Ende des 17. Jahrhunderts hielt bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts an. Die Auflassung der Teiche zog sich danach über mehrere Jahrzehnte hin, mit rascherem Tempo im Weinviertel als im Waldviertel. Ein Grund dafür waren vor allem die Böden im Waldviertel, für die lange kaum eine andere Verwendung gefunden wurde.

Auch wenn die *Ruralia* aus der Archäologie heraus entstanden ist, so beschränkt sie sich doch keinesfalls allein auf dieses Fach, wie die vorliegenden Beispiele eindrücklich gezeigt haben. Ethnologie und Naturwissenschaften (z. B. Geomorphologie oder Kartographie) werden herangezogen, die Geschichtswissenschaft spielt eine besonders wichtige Rolle, ob zur Ergänzung der Daten, zu ihrer Interpretation oder zur Modellbildung. Der Mensch – nicht nur der des Mittelalters – hat in starkem Maße in die Natur eingegriffen, um sich Wasser nutzbar zu machen, aber auch, um sich davor zu schützen. Damit brachte er sich aber auch gleichermaßen in eine Abhängigkeit, die er nur dann bewältigen kann, wenn ihm eine nachhaltige Wirtschaftsweise gelingt. Dies führt der Band klar vor Augen. Ebenso wird die große Zahl bislang nur unzureichend erforschter Hinterlassenschaften zur Wassernutzung deutlich. Das große Verdienst des vorliegenden Bandes liegt daher weniger darin, die Besonderheit ländlicher Wassernutzung herauszuarbeiten, als vielmehr, diese Thematik in ihrer beeindruckenden und überregionalen Vielfalt überhaupt einmal beleuchtet zu haben.

D-15566 Schöneiche bei Berlin  
Rehfelder Straße 24  
E-Mail: ghjeute@t-online.de

Gerson H. Jeute

ADOLF SCHEBEK, *Deutsch-tschechische archäologische Terminologie*. Německo-česká archeologická terminologie. Arheologický ústav Akademie věd České republiky, Praha 2007. CZK 350,- / € 14,-. ISBN 978-80-86124-74-2. 335 Seiten.

Das Wörterbuch „Deutsch-tschechische archäologische Terminologie“ von Adolf Schebek bildet ein beachtliches, umfassendes Nachschlagewerk mit Fachbegriffen aus der Ur- und Frühgeschichte in den Sprachen Deutsch und Tschechisch. Die Publikation entstand im Rahmen eines Projekts des Archäologischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag und kann zweifellos als Lebenswerk ihres Autors angesehen werden. Adolf Schebek (geb. 1913), studierter Jurist (Doktor der Rechtswissenschaften) und bis 1938 Mitarbeiter des Außenministeriums, war seit 1968 aufgrund seiner hervorragenden Sprachkenntnisse als Übersetzer archäologischer Fachtexte am Archäologischen Institut in Prag tätig. Während seiner jahrzehntelangen Übersetzungstätigkeit machte er sich zu seiner persönlichen Aufgabe, das umfangreiche terminologische Quellenmaterial aus allen ihm zugänglichen Fachtexten der Ur- und Frühgeschichte, der Klassischen Archäologie und der angrenzenden Fachdisziplinen, wie Kunstgeschichte, Architektur, Ethnologie, Geographie, Mineralogie, Zoologie oder Botanik zu sammeln und es in Hinblick auf seine weitere Verwendung in einer einzigartigen Sachkartei zu erfassen. Diese Sammlung unzähliger Fachbegriffe in der deutschen, tschechischen, englischen und russischen Sprache wurde von dem Autor im Laufe der Zeit ständig ergänzt und vervollständigt. Zum Ziel des Adolf Schebek wurde schließlich, die bestehende Sachkartei in Form eines Fachwörterbuches zu veröffentlichen und sie auf diese Art und Weise der breiten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Für sein Vorhaben konnte er den Direktor des Archäologischen Instituts der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag Luboš Iraň begeistern, der seinerseits diese Publikation vom Anfang an mit vollem Engagement unterstützte. Mit Hilfe pensionierter Mitarbeiter des Archäologischen Instituts in Prag: Eva Čujanová-Jilková, Radomir Pleiner und Zdeněk Smetanká gelang es schließlich den Großteil dieser Sachkartei – die archäologischen Fachbegriffe in deutscher und in tschechischer Sprache – neu zu ordnen und zu überarbeiten, um sie dann in Form eines Wörterbuches der archäologischen Fachterminologie zusammenzufassen. Die Veröffentlichung des Wörterbuches erfolgte leider schon nach dem Tode seines Autors im Jahre 2007.